

Wegworte

*Die Wochensprüche
des Kirchenjahres ausgelegt*

12. Sonntag nach Trinitatis

calwer

12. Sonntag nach Trinitatis

Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschten.

Jesaja 42,3

In der Südseite des Ulmer Münsters finden wir unter den Glasfenstern, die Peter Valentin Feuerstein geschaffen hat, eines, in welchem klein und unauffällig ein flackerndes Kerzenflämmchen dargestellt ist, das von zwei sorgsamten Händen geschützt wird. Diese kleine und nicht verlöschende Flamme versinnbildlicht unseren Glauben, unsere Liebe, unsere Hoffnung. Man spürt dem flackernden Flämmchen an, dass es bedroht ist von rauen Winden, von Stürmen, von kalten Duschen. Aber die Hand Gottes schützt das Flämmchen, das Entscheidende, das Lebendige in uns. Es ist bedroht, gefährdet, wie alles wirklich Wertvolle. Es kann nicht so still und klar leuchten, wie wir in der Regel die kleine Flamme einer Adventskerze darstellen. Es flackert im Wind. Jeden Augenblick kann es ausgeblasen werden. Aber gerade davor schützt es eine höhere Hand. Der Glaubende hat das, was die römisch-katholische Kirche ihren Priestern zuschreibt, einen »character indelebilis«, einen unzerstörbaren Charakter. Nicht weil unser Glaube so unverwundlich wäre, sondern weil er Gott so wichtig ist, dass er ihn schützt. Und weil Jesus gesagt hat: »Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre« (Lk 22,32). Von unserer gefährdeten Liebe und unserer oft angefochtenen Hoffnung gilt das Gleiche.

Peter Valentin Feuerstein hat allerdings das Bild, das Deuterocesaja, den wir den zweiten Jesaja nennen, gebraucht, ein wenig verharmlost. Deuterocesaja redet nicht von einem flackernden Flämmchen, sondern von einer bereits heruntergebrannten Flamme, die nur noch am Docht glimmt, die also ein wenig Rauch verbreitet, die momentan noch ein paar Sekunden daran erinnert, dass da einmal eine kleine Flamme war, die aber erloschen ist. So hat Deuterocesaja, der Trostprophet der Bibel, den Glauben, die Hoffnung seines Volkes angetroffen in der babylonischen Gefangenschaft, die schon Jahrzehnte dauerte. Da war allenfalls noch eine schwache Erinnerung an das Glaubensleben, das die Väter und Mütter erfüllt hatte. Keine freudige Erinnerung. Vielmehr ein qual-

mendes Gemisch von Vorwürfen und Selbstvorwürfen – wir sind selbst schuld, wir haben all das, was über uns kam, verdient. Vorwürfe auch gegen Gott, der sein eigenes erwähltes Volk dermaßen hängen lässt, der so unmenschlich gnadenlos straft, der offensichtlich sein Volk, durch das er in der Völkerwelt Großes vorgehabt hatte, abgeschrieben hat.

Rauchender Docht kurz vor dem endgültigen Erlöschen, zerstoßenes Rohr, ein Rohrstock, der gebrochen, abgeknickt, gesplittert ist, auf den sich keiner mehr stützen kann.

Deuterocesaja sieht einen »Gottesknecht«, durch den Gott all das tun wird, was er durch das Volk Israel tun wollte. Er wird das Gottesrecht zu den fernsten Inseln, die man damals noch gar nicht kannte, bringen. Er wird aber vorher sehr viel Widerstand zu erleiden haben, ja, er wird durch eine Art Martyrium gehen (Jes 53).

Die Ausleger sind sich bis heute uneinig in der Frage, wer hier gemeint sein könnte. Der zweite Jesaja selbst? Oder ein unbekannter Prophet, den er kennt? Oder doch das Volk Israel? Oder ein kommender »Gottesknecht« in irgendeiner fernen Zukunft?

Jesus hat offensichtlich sich selbst als diesen Gottesknecht verstanden und hat diese Aussage »das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschten« auf sich bezogen (Mt 12,18–21). Die Parallele zwischen Jesu Geschick und dem des Gottesknechtes von Deuterocesaja ist ganz ungewöhnlich. Liest man besonders Jesaja 53, dann hat man den Eindruck: Es hat sich das, was hier vom Gottesknecht gesagt wird, an Jesus Wort für Wort erfüllt. Nicht umsonst spielt das Lied vom leidenden Gottesknecht Jesaja 53 deswegen in unserer Karfreitagliturgie eine zentrale Rolle.

Hier in Jesaja 42 wird von der Art dieses Gottesknechtes u. a. gesagt, er werde kein Propagandageschrei vollführen, man werde ihn nicht auf der Gasse hören; nichts Marktschreierisches werde an seiner Art sein. In Treue werde er das Gottesrecht hinaustragen. Und er, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, wird selbst durchaus nicht erlöschen. Er wird trotz aller Widerstände nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Gottesrecht aufrichte. Die Inseln würden auf ihn und auf das, was er an Botschaft und Weisung bringt, warten.

Das ist ein ganz wesentlicher Grundzug im Wirken Jesu, das cha-

rakterisiert eine christliche Gemeinde, wenn sie wirklich vom Geist Jesu geprägt ist, dass sie das Schwache, das objektiv gesehen ohne Chance auf Gesundung ist, pflegt. Es ist wahr, dass darauf ein Riesenmaß an Energie verwandt wird. Und es darf niemanden wundern, dass Christen, die ihre Lebenskraft dafür einsetzen, immer wieder auch kräftig seufzen und um neue Motivation ringen müssen. Es ist auch gar keine Frage, dass ihnen immer deutlicher vorgerechnet wird, was das alles kostet. Und dass man immer offener Methoden propagiert, die unsere Gesellschaft von dieser Anstrengung wenigstens teilweise entbinden. Die Diskussionen um die aktive Sterbehilfe und um Beihilfe zum Suizid sind sozusagen nur die Spitze des Eisberges. Neun Zehntel dieses Protestes gegen das Pflegen von Kranken und Behinderten, die keine Aussicht auf Heilung haben, wird nicht öffentlich artikuliert. Der australische Philosoph Peter Singer, der ganz offen der christlichen Praxis des Erhaltens des menschlichen Lebens auch in Extremfällen widerspricht, gilt bis jetzt noch als totaler Außenseiter. Den »Killerphilosophen« nennen ihn die Behindertenverbände, doch hat er neuerdings durchaus Zugang zu den Symposien deutscher Universitäten.

Im Hintergrund steht eine Art »Sozialdarwinismus«, den ich lieber »Asozialdarwinismus« nenne. Er geht davon aus, dass, was im Tierreich gilt, mehr oder weniger auch im Miteinander der Menschen gelten kann und vielleicht sogar gelten muss: dass die Vitalen, Lebentüchtigen die Lebensuntüchtigen verdrängen und jedenfalls nichts tun, damit diese eine Überlebenschance bekommen. Wer den Asozialdarwinismus zu seiner Lebensphilosophie macht, der kann in dem, was an unheilbar Kranken oder schwer behinderten Menschen mit großem Aufwand getan wird, nur vergebliche Liebesmüh sehen. Ja, er wird sich früher oder später gegen diese »Verschwendung« von Energie sogar aggressiv äußern. Er wird mit einer unzumutbaren Vervielfältigung der Leiden argumentieren, mit einem Niedergang der Gesellschaft, er wird die drohende Bevölkerungsexplosion ins Feld führen und wird propagieren, dass es auf die Dauer für die Gesamtgesellschaft »gesünder« ist, unheilbar Kranke und behinderte Menschen ihrer Hilflosigkeit zu überlassen oder gar ihr Leben zu beenden, als sie mit großem Aufwand zu pflegen. Die Kostenexplosion auf dem Gesundheitssektor wird ihm als Argumentationshilfe dienen.

Es ist keine Frage, dass von dieser Seite her der Druck auf das christliche Ethos zunimmt. Dass Menschen, die angetreten sind, schwer behinderten Menschen beizustehen, es immer schwerer haben. Eltern, die ein behindertes Kind zur Welt bringen, kommen durch die respektlosen Fragen ihrer Mitmenschen in Rechtfertigungsdruck. Es wird schwieriger, im Sinn Jesu den »glimmenden Docht nicht auszulöschen«.

Je klarer sich ein Christ diese Entwicklungen macht, desto besser. Wir tun uns selbst keinen guten Dienst, wenn wir hier auf beiden Schultern Wasser tragen und unser christliches Ethos mit dem, was an Mentalität im Kommen ist, in Einklang bringen wollen. Wir sind zu einer klaren Entscheidung zwischen christlicher Lebenseinstellung und der Einstellung des Asozialdarwinismus aufgerufen.

Wobei die klare Ablehnung des Asozialdarwinismus als einer Lebenseinstellung keineswegs verwechselt werden darf mit einer Ablehnung dessen, was ein behutsamer und verantwortungsbereiter Forscher wie Charles Darwin über die Entwicklung der Arten erforscht hat. Wir haben keine guten Gründe, einem christlichen Fundamentalismus das Wort zu reden, der die Bibel zum Biologiebuch erklärt und im Namen des biblischen Weltbildes der naturwissenschaftlichen Forschung ihre Freiheit bestreitet. Aber dass wir unterscheiden zwischen dem, was im Tierreich vor sich geht, und dem, was uns Menschen besonders aufgetragen ist, dafür stehen wir Christen. Und daran hängt unser christlicher Humanismus.

Uns Menschen ist es aufgetragen, unsere Kräfte ohne Wenn und Aber für andere Menschen einzusetzen, die ohne fremde Hilfe nicht leben können. Wer stark ist, hat seine Kraft als unverdientes Geschenk von Gott. Diese Gabe schließt die Aufgabe ein, diese seine Kraft denen zu leihen, die kraftlos sind. Wir sind aufeinander bezogen. Christen, die Salz der Erde sind, wissen sich dazu berufen, auf diese Weise das Schwache zu stärken. Nicht weil sie eine krankhafte Hinneigung zum Schwachen hätten, sondern weil sie in jedem hilflosen Menschen vor allem das Kind Gottes sehen, dem die grundlose Liebe Gottes, wie sie in der Art Jesu offenbart wurde, bedingungslos gilt. Wir Christen haben viel Grund, einander auf diesem Weg zu stärken.

Doch zurück zum Bild des glimmenden Dochtes und des zerstoßenen Rohres für unseren Glauben. Es ist keineswegs ungewöhnlich,

wenn unser Glaube sich in dem Zustand befindet, der durch dieses Bild angedeutet wird. Wir »haben« ja unseren Glauben nicht wie etwas Festes, das wir als eine Art unverlierbaren Besitz betrachten können. Unser Glaube lebt ja, wenn er lebt, durch eine Art Auferweckung von den Toten, durch eine Art Schöpfung aus dem Nichts. Das Unmögliche wird möglich, wenn wir glauben. Und wo unsere »fleischlichen« Augen nur das Erlöschen, das Ende unseres Glaubens sehen, da sehen die geistgeweckten Augen ein neues Erwachen des Glaubens voraus.

Kann ein glimmender Docht noch einmal zu brennen anfangen? »Herr, mein Gott, du weißt es« (Hes 37,3). »Bei den Menschen ist's unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich« (Mt 19,26).